

«Nachhaltigkeit war nicht nice to have, sondern eine Überlebensstrategie»

Alle reden von ressourcenschonendem Wirtschaften. Dabei gab es Sharing-Economy oder Mikrokreditbanken schon im Mittelalter. Davon sollten wir uns inspirieren lassen, sagt die Historikerin Annette Kehnel im Gespräch mit Melanie Keim.

In Ihrem neuen Buch sagen Sie, wir seien mit unserem Denken im 19. Jahrhundert stecken geblieben. Deshalb fänden wir keine Lösungen für aktuelle Herausforderungen. Was ist das Problem an diesem Denken?

Wir wollen die Probleme unserer Zukunft mit Konzepten der Moderne angehen. Fortschritt, Wohlstand, Wachstum, diese Zauberformel der Moderne hat uns in den letzten 200 Jahren weit vorangebracht.

Eben, was ist daran schlecht?

Nun, wir haben einen vermüllten Planeten, auf dem es immer heißer wird. Ein Grund für die heutigen Umweltprobleme liegt auch im Festhalten an veralteten Prinzipien. Noch immer gelten im Rechnungswesen die Grundsätze des 19. Jahrhunderts. Damals gab es noch genügend Ressourcen und viel weniger Menschen, daher wurden die Kosten für die negativen Auswirkungen auf die Umwelt nicht in die Unternehmensbilanzen einkalkuliert. Das muss sich ändern.

Weshalb soll es gerade helfen, einen Blick aufs Mittelalter zu werfen, wie Sie es tun? Es geht nicht darum, dass wir eins zu eins vom Mittelalter lernen, sondern dass wir andere Möglichkeiten des Wirtschaftens sehen. Denn das ist das Hauptproblem: Wir sind viel zu stark auf die Gegenwart fixiert und tun uns schwer mit Alternativen. Aus Angst, unsere Privilegien und unseren Lebensstandard zu verlieren, halten wir an alten Mustern fest.

Ist das nicht menschlich?

Klar, doch diese Angst müssen wir überwinden. Für viele in meiner Generation der Babyboomer klingen Konzepte wie Sharing-Economy oder Upcycling verspottend. Und die Generation meiner Kinder glaubt, dass Dinge wie Kleider-tauschbörsen oder generationenübergreifende WG etwas Neues sind. Als Historikerin kann ich zeigen, dass diese Formen des nachhaltigen Wirtschaftens in der Vormoderne bereits existierten und oft erstaunlich gut funktionierten.

Haben Sie ein Beispiel?

Der wirtschaftliche Erfolg der Klöster etwa zeigt, dass man mit der kollektiven Nutzung von Ressourcen sehr erfolgreich wirtschaften kann. Die meisten Leute können sich nicht vorstellen, dass es vor der Erfindung des Kapitalismus überhaupt Wirtschaft gab, ausser



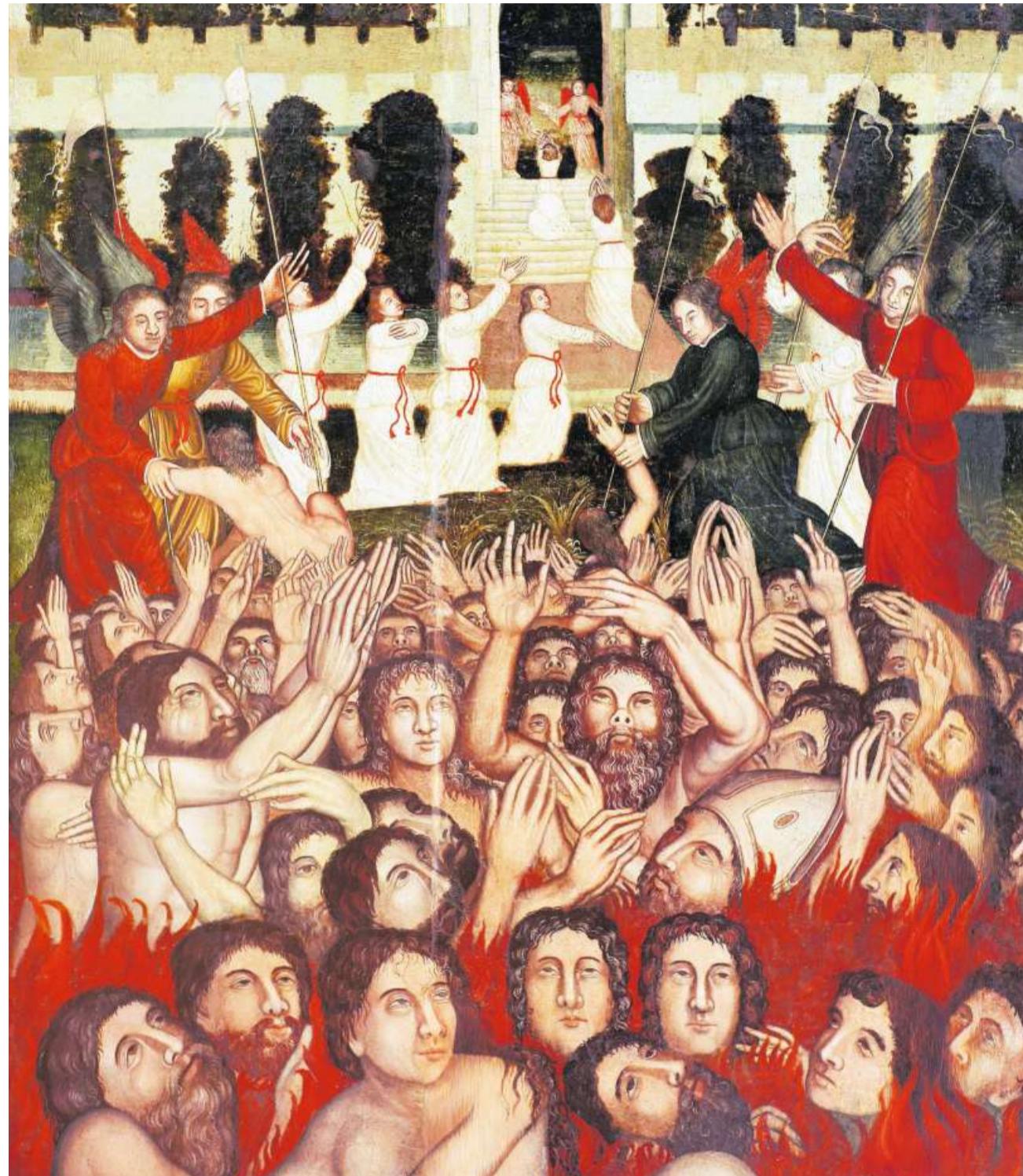
Annette Kehnel
Historikerin

ein bisschen primitive Tauschwirtschaft. Doch die Menschen hatten damals sehr vielfältige Versorgungsstrategien und Wirtschaftsformen.

Mit den mittelalterlichen Beispielen von nachhaltigem Wirtschaften wollen Sie «Lust auf anders» machen. Das rückständige Mittelalter ist doch für uns eher eine Schauvorstellung. Wie kann so etwas ein Vorbild für heute sein? Unser Mittelalterbild stammt überwiegend aus dem 19. Jahrhundert. Damals brauchte man eine düstere Vergangenheit, um die eigene Gegenwart umso heller strahlen zu lassen.

Wie war es dann?

Anders auf jeden Fall. Nehmen Sie die Beginenhöfe, die im 13. Jahrhundert in den florierenden Städten in Flandern



Das Konzept des Fegefeuers, hier in einem Gemälde aus dem 16. Jahrhundert, förderte das Handeln im Sinne der Nachkommen. AKG

gegründet wurden. Sie sind ein Beispiel für mittelalterliche Sharing-Communities. Diese Beginenhöfe waren Stadtviertel, in denen Frauen zusammenlebten, ohne Ehemann und Schutz der Familie. Sie teilten Lebenszeit und Wohnungen, hatten eigene Versorgungssysteme wie einen Hafen oder eine Brauerei und waren in verschiedenen Berufen tätig. Manche dieser Beginen waren arm, andere waren reich und traten als Kapitalgeberinnen für junge Unternehmen auf. Doch diese wirtschaftliche Tätigkeit von Frauen jenseits von Familienverbänden passte nicht ins Bild des 19. Jahrhunderts. Also hat man diese Frauen einfach zu Nonnen erklärt. Und ihre Lebensform eines lockeren gemeinsamen Lebens- und Wirtschaftsverbandes als eine Art Ghetto abgetan.

Damit widerlegen Sie die Vorstellung des egoistischen Nutzenmaximierers. Ist der Mensch von seinem Wesen her nicht auf kurzfristige Profite aus?

Wir sind durchaus in der Lage, langfristig zu denken und Ressourcen gemeinsam schonend zu nutzen. Ein anderes Beispiel: die Bodenseefischerei. Die Fischer gehörten zu den unterschiedlichsten Herrschaftsgebieten, trotzdem haben sie es verstanden, den Bodensee als gemeinsame Ressource über Jahrhunderte nachhaltig zu nutzen. Dazu wurden regelmäßig Fischertage abgehalten, auf denen man die Regeln für den Fisch-

fang an die aktuellen Gegebenheiten anpasste. Gab es zu wenige Rotaugen oder Bodenseeforellen, dann wurde die Maschengröße erweitert, so dass weniger Fische ins Netz gingen. Man arbeitete mit Fangquoten und Schonzeiten.

Solche regulierte kollektive Nutzungen gibt es doch heute noch.

Stimmt. Aber die Moderne bedeutete zunächst einen Bruch. Im späten 18. Jahrhundert wurde Effizienz immer wichtiger, und in der Zeit Napoleons wurden mit dem Code civil die Bestimmungen zentralisiert. Nun wurden Fischereigesetze erlassen, die nicht auf die spezifischen Verhältnisse des Bodensees abgestimmt waren. Damit begann der Niedergang der Fischerei. Mühsam erkämpften sich die Fischer später ihre Rechte zurück. Diese Vereinheitlichung ist übrigens einer der Fetische der Moderne. Lange Zeit durften Äpfel ja nur eine bestimmte Form haben, damit sie auf den Markt kommen. Nun ändert sich das langsam wieder.

Hatte das nachhaltige Denken damals nicht auch damit zu tun, dass der Sohn des Fischers und der Enkel des Fischers auch wieder Fischer wurden?

Natürlich. Denn was hatte man davon, wenn man die Lebensgrundlage der eigenen Kinder zerstörte? Allerdings beschränkte sich auch im Mittelalter das Handeln im Sinne der nächsten Genera-

«Marktteilhabe ist eine wichtige Form sozialer Anerkennung und das Geheimnis einer funktionierenden Gesellschaft.»

tionen nicht auf die eigenen Nachkommen. Vielleicht war es auch der Nachbarsohn oder der Lehrling, der das Unternehmen fortführte. In der Moderne wurde dieses generative Handeln stark individualisiert. Nur meine Kinder sollen nun etwas davon haben, dass mein Unternehmen wächst.

Was wir heute wieder kennen, ist der Ablasshandel mit CO₂-Zertifikaten. Kann man das mit dem mittelalterlichen Ablasshandel vergleichen?

Ja. Ähnlich wie heute bei den CO₂-Emissionen ging man auch im Mittelalter davon aus, dass man nicht leben kann, ohne Schaden anzurichten. Damals nannte man es Sünde. Kompen-sieren konnte man seine Sünden durch Gebete oder gemeinnütziges Handeln, etwa durch die Sorge für Kranke oder Geflüchtete. Schon früh kam man auf die Idee, Outsourcing zu betreiben: Wer keine Zeit hatte, selbst zu beten oder gute Werke zu tun, konnte andere dafür bezahlen. Im 12. Jahrhundert wurde dieses Konzept mit der Erfindung des Fegefeuers erweitert. Die Kompensation konnte nun auch nach dem Tod durch die Nachkommen gezahlt werden.

Was änderte sich damit?

Die Nachkommen hatten es in der Hand, wie lange eine Seele im Fegefeuer schmorte. Im Sinne der Nachkommen zu handeln, war also gut für das Seelenheil.

Nachhaltiges Verhalten wurde durch die Angst vor dem Fegefeuer gefördert: Verklären Sie da das Mittelalter nicht auch? Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich bin nicht für die Wiedereinführung des Fegefeuers. Aber ich bin dafür, dass wir als Gesellschaft mehr Anreize schaffen, im Sinne unserer Kinder und Enkel zu handeln.

Hatten die Menschen damals nicht schlicht keine andere Wahl, als schonend mit Ressourcen umzugehen?

Nachhaltigkeit war nicht nice to have, sondern eine Überlebensstrategie. Das wussten auch die Stadträte in Oberitalien, als sie im 15. Jahrhundert die ersten Monti di Pietà für die ärmeren Bevölkerung gründeten. Heute würden wir das Mikrokreditbanken nennen. Hier konnte der Bauer aus dem Umland im Frühjahr seinen Wintermantel als Pfand abgeben und erhielt einen Kredit, mit dem er Saatgut kaufen konnte. Wenn er seine Ernte im Herbst eingeholt hatte, konnte er den Wintermantel wieder auslösen.

Was ist nachhaltig an dieser Idee?

Diese Banken waren keine Almosenhäuser, sondern Finanzinstitute für Klein- und Kleinstunternehmer. Damit wurden diese Menschen aktiv in den Markt eingebunden. Marktteilhabe, egal, auf welchem Niveau, ist eine wichtige Form sozialer Anerkennung und das Geheimnis einer funktionierenden Gesellschaft.

Inwiefern?

Wenn Menschen auf die Rolle des Konsumenten reduziert werden, in der sie nur nehmen, steigen sie früher oder später aus. Das führt zur Desintegration der Gesellschaft. Der Ansatz sollte sein, dass jeder etwas zu bieten hat. Wie bei den modernen Mikrokreditbanken in Entwicklungsländern, wo über 90 Prozent der Kredite an Frauen gehen, erhielten Frauen auch bei den mittelalterlichen Mikrokreditbanken Kredite. Sie waren damals schon die zuverlässigeren Kreditnehmer und lösten ihr Pfand öfter wieder aus als Männer.

Annette Kehnel ist Professorin für mittelalterliche Geschichte an der Universität Mannheim. Ihr Buch «Wir konnten auch anders. Eine kurze Geschichte der Nachhaltigkeit» erschien im Blessing-Verlag (München 2021, 488 Seiten).